

## **Valerie Fritsch**

### **Das Bein**

Er kam heim wie alle Kinder, zu spät, alt, dem falschen Anlass folgend, schon an der Tür mit der Ahnung einer Vergeblichkeit, von der er nicht wusste, was ihr zugrunde lag. Mit ergrautem Haar und müden Beinen, ein Mann so alt, wie der Vater gewesen war, als Gustav ihn verlassen hatte. Das Land war flach wie ein Blatt Papier. Der Weg zum Haus gesäumt von Maislabyrinthen und Sonnenblumenfeldern und Gräsern hoch und weiß vom Sommer. Über jedem Schritt stieg Staub auf. Eine Wärme wie aus dem Erdinneren selbst brannte unter den Sohlen, und im Schatten der Bäume döste ein Rudel Hunde, das sich nur langsam von den Steinen des Vorplatzes löste und Gustav traumwandelnd hinterhertrötete ins Haus, ohne einmal den Kopf zu heben.

Das Haus war nicht hell wie einst an den heißen Tagen, aber erfüllt von Halblicht, einer luftleeren Dämmerung hinter den nachlässig geschlossenen Läden, einer Stille unter Glas, getaktet nur vom Metronom eines schweren Atems. Der Vater lag auf der Bank im Wohnzimmer, eingehüllt in Decken und bitteren Schlafschweiß, zu seinen Füßen die grauen Hunde zu einem gespenstischen Hofstaat versammelt. Es gab nur die stumme Zuschauerschaft des Gartens durch die Fensterbalken und jene Blumen, die ihre Kelche einem Stethoskop gleich an die Fassade drückten, als wollten sie zuhören. Wie stets, wenn er jemanden schlafen sah, fühlte Gustav eine eigenartige Erhabenheit, die erst in Scheu umschlug und dann zur Angst wurde, er könnte den Schlummernden auch nur mit dem Knacken eines Fingergelenks wecken. Es war, als wollte er den anderen davor bewahren, zurückzukommen in eine Welt, von der er fürchtete, dass sie vielleicht nicht schön genug war. Lange stand er da und beobachtete den Vater. Das erste Mal nach vielen Jahren sah er ihn sich genau an. Wie er in sich selbst verkapselt dalag, dem Schlaf wie einer Schote eingelegt. Wie dieser seinen Körper festhielt und lähmte. Wie die Träume ihn durchschauerten. Er las die Einzelheiten seines Gesichtes aus, betrachtete die Altersflecken und Falten, versuchte an den zuckenden Mundwinkeln zu erkennen, mit welchem Zug um die Lippen er zu sich kommen, welchen Menschen das Flimmerbild schlussendlich freigeben würde. Seine Miene war erst satt vom Schlaf, aber als er endlich erwachte, sah Gustav, wie mager er war und dass er an einer Müdigkeit litt, die kein Schlaf heilte.

Dass der Vater nur noch ein Bein hatte, überraschte Gustav jeden Tag aufs Neue. Es war ein Befund, der nicht verging, ein Zeichen, das die Zeit nicht überschrieb. Die Wunde hatte sich rasch geschlossen, die Nähte waren zu einer braunen Narbe gewachsen, die mit den Monaten verblasste. Der Stumpf war gut verheilt, wandelte seine Form nicht mehr mit jedem Gramm Körpergewicht, das man zu- oder abnahm, und wurde langsam hart unter den Druckverbänden. Durch den Türspalt konnte Gustav die gerötete Haut, die man über die Knochen geschlagen hatte, sehen, wenn der Vater abends auf der Bank saß, sich die Prothese vom Knie zog, die schweißnasse Strumpfhaut abrollte und die Hunde ableckten, was von seinem Bein geblieben war. Später saß er vor dem Fernseher, wusch den Strumpf in einem Eimer mit Seifenlauge und trug Salbe auf die Scheuerstellen auf. Er tat es mit Ruhe und Handgriffen, die jenen ähnelten, mit denen er sich einstmals vor und nach den Theatervorstellungen die wund getanzten Füße verbunden hatte. Stück für Stück baute er hernach die Ersatzteile seines Leibes auseinander, als wären sie eine Waffe, reinigte den dünnen stählernen Unterschenkel und säuberte den Fuß aus Silikon mit einem feuchten Tuch, starrte auf die fremdgefertigten Zehen dieses Puppenfußes, die den seinen nicht ähnlich sahen, und ließ sie neben sich an der Luft trocknen. Er tat es nur im Verborgenen, wenn er sich allein glaubte und Gustav in einem anderen Raum vermutete. Der Stumpf war ihm ein Geheimnis, das er mit niemandem teilen mochte, eine Intimzone, die er beschützte und so sorgfältig versteckte wie sein Geschlecht. Entblößte er ihn, schien er stets unsicher, ob er mit dem Rücken lieber zur Tür sitzen sollte oder zu den Fenstern, als hätte er gleichermaßen Angst, dass sein Sohn ins Zimmer träte oder ein Fremder durch die Scheiben schauen würde. Selbst vor den Hunden sei er anfangs beschämt gewesen, verriet er Gustav einmal in einem ihrer seltenen Gespräche, aber bald sei ihm die stumme Gleichgültigkeit der Tiere, die er oftmals hochmütig gefunden hatte, wenn er selbst traurig gewesen war, lieb geworden. Er erkannte in ihnen eine Liebe, die unbeeindruckt fortbestand, und nur manchmal fand er es schwer, zu ertragen, dass sie ihn ansahen mit denselben Augen wie immer, während er längst ein anderer geworden war. Nur der Blick jenes Rüden, der wie er selbst Stunden unter dem Ast des Baumes, der ihm sein Bein zertrümmert hatte, eingeklemmt gelegen war, schien ihm fremd, dunkel, tumb, als hätte auch ihn die Todesnähe verändert. In die Erde des Gartens gedrückt, hatte er neben dem Weimaraner gewartet, erst müde vom Schmerz und dann müde vom Leben, die Augen geheftet an das Karussell seiner schönen grauen Hunde, die jaulend um die umgestürzte Fichte gerannt waren. Manches Mal war es dem Vater nun, als suchte der Hund seine Nähe oder als suchte er die seine, als wären sie nun Verschworene, Eingeweihte, Todgeweihte, und er schalt sich sogleich für den Gedanken, ertappte er sich dabei.

Gustav tat sich schwer, den Vater so zu sehen. Draußen gab es das flirrende Gelb der Sonnenblumen und die halluzinogene Hitze des Sommers, die nur der Sturm lindern und die Nacht löschen konnte. Drinnen die Stille, die ein Kranker spinnt, der schweigt. Draußen fuhr der Wind durch die Bäume, und drinnen wehte es Gustav durch das große Haus, von der einen Seite zur anderen, die Treppen, die der Vater nicht steigen konnte, hinauf und hinunter, rast- und ratlos. Er wanderte umher in den stillgelegten Räumen. Er putzte. Er riss die Fenster auf und wusch den dünnen heißen Gläsern den Staub und die Fliegen ab. Er kochte Tee und einfache Speisen, die er überall dorthin brachte, wo der Alte gerade saß, der kaum aufsah, wenn man ihm einen Teller auf den Schoß stellte. Er warf erst Salz über die Schulter, stand er in der Küche, dass es nur Glück brächte, und kehrte es später in eine Ecke. Sah morgens die Abertausenden Sonnenblumen die Gesichter dem Haus zuneigen und sie wieder abwenden, wenn es Abend wurde. Saß auf dem Baumstumpf im Garten. Erschrak, wenn der Vater aus einer Zimmerecke die Stimme erhob und die Hunde zu sich rief, leise und herrisch. Sah ihn mal hier und mal dort auftauchen, einmal auf diesem Stuhl sitzen und einmal auf jenem, aber niemals wurde er Zeuge einer Bewegung oder des Weges, der die Orte miteinander verband. Einem Flaschengeist gleich, stieg er aus den Sesseln und Bänken, um dann wieder zu verschwinden.

Den Vater aufrecht sah Gustav einzig, wenn er in der Stube am Barren stand. Das abgenutzte Sportgerät war für viele Jahrzehnte im Schuppen aufbewahrt worden, mit Fuchsschwänzen und anderem Werkzeug behangen unter den steingrauen Tüchern der Spinnweben, und thronte nun fremd in der Mitte des Raumes. Der alte Mann lernte das Laufen neu. Wie in einer Gehschule probierte er die ersten Schritte aus. Sich an den Holmen haltend, setzte er einen Fuß vor den so anderen. Er ging langsam und steif, unsicher wie ein Kind, mit gebeugtem Rückgrat und gesenktem Kopf, der sich mit jedem Zentimeter, den er vorwärts kam, hob, als durchlief er die Evolution des Menschen selbst. Unbeirrbar wanderte er die Straße des Barrens vor und zurück, spürte der Stand- und Schwungphase eines Trittes nach, fragte das Gedächtnis ab nach den Schritten, ließ sich fallen in die Gewohnheit einer Bewegung und kam zum Stillstand über ihrer Unmöglichkeit. Dann sah er an seinem Körper hinab wie an jemandem, der sich des Verrats schuldig gemacht hatte. Manches Mal fand Gustav den Vater, wie er einbeinig auf dem Barren turnte, die Prothese am Boden, als wäre sie heruntergefallen. Er versuchte sich an allerlei Zirkuskunststücken, überschlug sich, schwang mit zusammengebissenen Zähnen auf seinen drahtigen Armen durch die Luft, hielt

sich im Handstand, ging ab, ging zu Boden, ohne Applaus, ohne Stolz, mit Holzspeilen in den Händen. Es war eine einsame Vorführung. Sah er ihn so, dachte Gustav an die Kindertage, an denen der Vater ihn mit zu den Abendvorstellungen im Theater genommen hatte. Er erinnerte sich an die wilden Reigen hinter dem Orchestergraben, an die knochigen Tänzer, die sich über die Bühne spannten mit Körpern so hager, dass ihr eigener Herzschlag sie erzittern ließ. An die Balletttänzerinnen, die zu ihnen auf Besuch kamen und sich in Arabesken über das Krankenbett beugten, lag der Vater mit einem verletzten Knöchel zu Hause. Entsann sich der Geschichten, dass er als Bub aus dem Krieg wiedergekommen war und im Theater begonnen hatte zu tanzen, als das Publikum noch mit Kohlebriketts, Zigaretten und Strümpfen zahlte oder einen Korb Äpfel gegen eine Eintrittskarte tauschte. Dann fühlte Gustav einen Schmerz in sich für den alten Mann, den er rasch hinunterschluckte, dass er nicht zu Mitleid wurde.

Der Vater umgab sich mit den Hunden, aber mied Gustav. Er war unwirsch, ungeübt in Freundlichkeit, fern den Menschen, auch wenn Besuch kam schweigsam, als hätte er seine Muttersprache verlernt. Setzte sich ein Nachbar oder ein Freund zu ihm, wandte er ihm seine unversehrte Seite zu und versteckte trotz der Hitze die Beine unter einer Decke, so dass ihm schon nach Minuten der Schweiß übers Gesicht rann. Er klagte den Besuchern, dass er das Gefühl habe, zu verschwinden, und Angst zu schlafen, dass er sich sorgte, ihm könne am Morgen ein weiterer Teil seines Körpers fehlen, und er verstummte, wenn sie ihm die Hand drückten und er gewahr wurde, dass er nicht nur gedacht, aber auch gesprochen hatte. Erschrocken über seine Unachtsamkeit, wies er den Besuch ein ums andere Mal hinaus. War er allein, versank er in Gedanken. Je mehr er an das Bein dachte und an die Kilometer, die es gegangen war, an die Wege und Reisen mit ihm, desto stärker fühlte er sich als Überbleibsel seiner selbst, als wäre er nur sein Bein gewesen und nun seelenlos zurückgeblieben. Es wurde ihm zuwider, es durch ein künstliches zu ersetzen. Schaute er an sich herab, sah er den Schenkel eines Stahlskelettes, den Fuß einer Puppe, ein Mischwesen aus einem vergehenden Körper und einem Apparat, der ihn überdauern würde. Diese Überwindung des Fleisches stieß ihn ab. Dass etwas Ewiges angestückelt war an seine eigene Sterblichkeit, befremdete ihn. Er fand sich selbst lächerlich. Er mochte es nicht. Nicht diesen technisierten Körper, nicht die futuristische Gestalt, in die ihn die Prothese verwandelte und für die er lang zu alt war. Er begann über sie zu schimpfen und erklärte Gustav, dass er doch kein Roboter, aber ein Tänzer sei und lieber ein Holzbein wollte, wie man es früher getragen hatte, am besten geschnitzt aus der Fichte des Gartens, die auf ihn gestürzt war. Den Rest des Baumes solle er zu Brennholz verarbeiten und irgendwann, wenn es trocken genug wäre, in den Ofen werfen, damit sie sich

im Winter daran wärmen könnten. Gustav lachte. Aber wie verärgert war der Vater, als er erfuhr, dass der Stamm längst abgeholt worden war von eifrigen Nachbarn. Nichts hatte er je so taktlos gefunden wie den Umstand, dass ein fremder Mensch mit dem Holz, an dem doch gewiss noch sein Blut klebte, heizen sollte.

Auch Gustav fehlte die Symmetrie des Vaters. Er vermisste jene Unversehrtheit an ihm, die einem anderen eine Liebe möglich macht, die weder bedauern noch lindern will, eine Zuneigung, die sich an keinem Schmerz aufrichtet. Es erschien ihm falsch. Ein Teil des Vaters war unsichtbar geworden. Und wie ein Kind hatte er das Gefühl, dass dies der erste Auftritt des Todes gewesen war, der schon ein Stück des alten Mannes mitgenommen hatte. Nicht nur hatte er ein Bein verloren, aber auch stark an Gewicht. Nie hatte er den Vater, den Tänzer, so dünn gesehen. Schon war er ihm ein Verschwindender. Schon dachte er, wenn seine Augen leuchteten, dass nur die Grablichter flackerten in seinem Kopf. Schon fürchtete er, dass er bald würde sterben müssen. Er sprach mit niemandem darüber, aber war froh, dass der Vater alle paar Stunden, jede Nacht zurückkehren musste in seine ursprüngliche Form. Der Schlaf nämlich löste ihm den Gram vom Gesicht und ließ die Beklommenheit verschwinden. Obschon er dem Tod so nah verwandt war, entband er den Vater von dessen Gegenwärtigkeit. Unter seiner Schutzherrschaft legte er die Kummermaske ab und verwandelte sich zurück. Der Vater verpuppte sich, während er schlief, und wurde wieder ganz, so schien es Gustav. Die Nachtstunden waren Gustav eine heilige Zeit, ihn ungestört zu lieben, so wie er ihn früher gekannt hatte. Er schlich sich abends, wenn der Vater eingeschlafen war, in dessen Zimmer, setzte sich neben das falsche Bein ans Bett, wachte neben dem Schläfer und freute sich über jedes Heben und Senken des Brustkorbes, das ihm versicherte, dass er noch lebte. Manches Mal berührte er ihn und strich ihm über die weiße Haut, die entsetzlich eng am Knochen lag, so behutsam, als könnte sie unter den Fingerkuppen zerreißen, um dann die Finger zurückzuziehen, als habe er sich verbrannt.

Als der Sommer endete und die komatöse Stille der Hitze brach, kam der Phantomschmerz. Er kam als Zaubertrick, als neuronales Kunststück, als morphisches Gefühl, das Luft in Fleisch verwandelte. Anfangs belustigte es den Vater, wenn er morgens erwachte mit dem Gefühl, das Bein wäre nachgewachsen über Nacht und aus seinen Träumen heraus und läge nun verdreht unter der Bettdecke. Er genoss diese Minuten in der Früh, in denen sein Körper kurz wiederhergestellt schien, spürte dem Druck- und Kältegefühl hinterher, fühlte den Winkel, in dem das verlorene Bein zu der Matratze stand, und nahm Temperaturunterschiede

auf der Haut wahr, wenn ein Luftzug durchs Zimmer ging. So wirklich muteten die Empfindungen an, dass er einmal schlaftrunken überzeugt war, das Bein wäre tatsächlich zu ihm zurückgekommen, bis er es aus dem Bett strecken wollte, um es sichtbar zu machen. Jeden Tag aufs Neue gab es das Phantomglück und die Enttäuschung, die ihm folgte. Wie ein Fieber stiegen ihm dann Gebete zu Kopf. Er rief Gott an. Sein Leben lang hatte er ihn nicht beschworen, nicht gepriesen, hatte sich seine Bitten und seine Demut aufgehoben für einen Augenblick, aus dem er sich nicht mehr selbst würde retten können. Stets hatte er gehaushaltet mit der Religion, dass etwas übrig wäre, müsste er darauf zurückgreifen. Hatte darauf vertraut, dass ihm die höheren Mächte zu Hilfe kommen würden in seiner schlechtesten Stunde, wenn er mit seinem Glauben und seiner Hoffnung nur sparsam umginge und sie nicht mit Kleinigkeiten belastete. Er saß auf dem Bett, betete und flehte stumm, die Prothese wie ein Kruzifix in den Händen, und stand ernüchtert und verdrossen auf, wenn das Echo ausblieb und auch kein Bein wie von Zauberhand nachwuchs. Beim Frühstück verkündete er Gustav, der keine Ahnung hatte, wovon der Vater sprach, er habe aufs falsche Pferd gesetzt.

Mit der Zeit wurden die Gefühle des abgetrennten Gliedes zum Schmerz. Mal schneidend, mal wie ein Stich überkam er ihn. Tag und Nacht suchte den Vater ein krampfartiges Brennen heim. Die beschädigten Nerven des Stumpfes sendeten unaufhörlich Signale, die das Hirn nicht deuten mochte. Es kam ihm vor, als wäre sein Bein beseelt, aber nicht Fleisch geworden, als habe sein Hirn sich nicht an seine neue Form gewöhnt, aber hinge immer noch dem Selbstbild seines ursprünglichen Körpers an. Die Erfahrung ließ ihn jeden Schmerz spüren, an dem er je gelitten hatte. Nahm er überhand, saß der Vater abends im Reigen der grauen Hunde zwischen Spiegeln, seine versehrte Leibeshälfte vor den Gläsern verbergend, und starrte auf die seitenverkehrte Verdoppelung seines Beines. Elastisch, fast elegant bog er seinen Körper, in dem die Widersprüche so gut aufgehoben waren, und selbst die Haltung seiner Arme war eine, wie man sie nur für ein Publikum einnahm. Wie der Arzt ihm geraten hatte, versuchte er die Leiden an seinem Spiegelbild zu kurieren. Ersatzweise bewegte er das gesunde Bein aus einer unangenehmen Position in eine wohltuende, strich über die dünne Haut der Wade und rieb sich den rauen Fußballen. Es war verrückt. Er empfand Schmerz in einer Gliedmaße, die nicht mehr da war, und linderte ihn an einer, die nicht wehtat. Heimlich stand Gustav oftmals in der Tür und sah zu, wie sich der Vater ein zweites Bein erfand und einen letzten Tanz und die Hunde so zahlreich wurden in diesem Spiegelkabinett, dass er sie

nicht mehr zu zählen vermochte. Nachts dann blickte er in den Badezimmerspiegel, setzte sich ein Lächeln auf und wartete, dass auch er an ihm genesen würde.

Als der erste Schnee fiel, schoss sich der Vater mit einem Kleinkalibergewehr in den Kopf. Es war eine große, einfache Trauer. Gustav weinte, begrub ihn leise und schlicht, denn er fühlte, die großen Gesten tun den Toten nichts, sie waren schon den Lebenden vergebens. Nur die Hunde mit den grauen Schnauzen waren dem Sarg hinterhergelaufen im Schneetreiben, den vier baumlange Männer über den Friedhof getragen hatten, so mühelos, als wäre er leer.